

April 1912: „Der Sturm ist da...“

Zur Werkschau anlässlich des hundertsten Geburtstags von Hans Scharoun

22. August bis 31. Oktober 1993



Abb. 1: Lyonel Feininger. *Marine*, 1914/15. Öl auf Leinwand, 60 × 70 cm. Privatbesitz.

Am 18. April 1912 immatrikuliert sich Hans Scharoun an der Königlichen Technischen Hochschule zu Berlin. Er hat Bremerhaven verlassen, wo er aufgewachsen und zur Schule gegangen ist, und wohnt zur Untermiete in Charlottenburg. Er will Architekt werden. Bis auf die Kriegsjahre in Ostpreußen und die anschließende Zeit des Privatbüros in Insterburg und der Professur an der Kunstakademie in Breslau, während der

er unablässig versucht zurückzukehren, verläßt er die Stadt nicht mehr: Berlin.

Die Akademie der Künste am Hanseatenweg, deren erster Präsident Hans Scharoun war, stellt sein Werk, soweit es überliefert und dort aufbewahrt wird, anlässlich seines hundertsten Geburtstages in ihren Räumen vor. Wir haben uns in einer kleinen Arbeitsgruppe aus dem Fachbereich Architektur der Hochschule der Künste seit 1991 mit dem

Werk beschäftigt und seitdem Aspekte daraus in kleinen Vorausstellungen dreidimensional umgesetzt.

Ab 1927 bekommt Scharoun über den Deutschen Werkbund und die Architektenvereinigung »Der Ring« zunächst in Stuttgart, dann in Breslau nach langer Zeit wieder Gelegenheit zu bauen. Die eigenwilligen Beiträge zu den Mustersiedlungen verraten den Einfluß von Le Corbusier. »Der Ring«, gegen

den versteinerten Berliner Stadtbaurat Ludwig Hoffmann gegründet, findet in dessen Nachfolger Martin Wagner den Partner, denn die Kommune wird nach dem Ersten Weltkrieg zum wichtigen Auftraggeber: es müssen Wohnungen gebaut werden. Zusammen mit Wagner entwirft Scharoun den Plan für die Erweiterung der Siemensstadt, dem Werkkomplex gegenüber – einige der Ringmitglieder sind am Bau beteiligt. Scharoun baut die Eingangsportie zur Großsiedlung und zieht 1930 selber dort ein. – Auch diesen Ort verläßt er zeitlebens nicht mehr, zieht nur noch einmal, 30 Jahre später, in Sichtweite um in ein ebenfalls von ihm gebautes Haus. Er baut sich keine märchenhafte Villa mit Havelblick, wie sein bewunderter Kollege Erich Mendelsohn, sondern wohnt mitten unter denen, für die er baut. Sicher ein seltenes Moment in den Biographien der Architekten. Scharoun bevorzugt die innere Mobilität.

Leer und aufgeräumt läßt er 1930 seine Wohnung in der Siemensstadt photographieren, wie alles, was er in die Realität umsetzt. Nicht durch genialische Skizzen auf Packpapier sieht er sein Werk vertreten, sondern durch ausgezeichnete Photographien, die den gedachten Zustand der Bauten bewahren. So wird das Lebenswerk auch 1967 in der noch von ihm bestimmten Ausstellung in der Akademie der Künste vorgestellt. Im Ausstellungsprojekt von 1993 liegt der Akzent auf dem entwerfenden Arbeitsprozeß; die Photographien werden das Werk nur kommentieren.

Auf der Photographie des von ihm erfundenen, die gesamte Hausbreite durchmessenden Wohnraums, mit den Fenstern sowohl nach Osten wie nach Westen (Abb. 2), bemerkt man merkwürdige Bemalungen, wie Meßblatten, die Schiffen die Durchfahrts Höhe unter Brücken anzeigen, und man sieht im Vordergrund ein Bild von Lyonel Feininger: »Marine«, Œuvre-Nummer 149, gemalt 1914/15 (Abb. 1). Hess vermerkt im Feininger-Werkverzeichnis als Besitzer: Prof. Hans Scharoun. Es ist ein Bild aus dem Motivfeld See, Strand und Schiff, das ab 1912 zur Serie anwächst, die in der der Thüringischen Dorfer ihren Gegenpol hat. Es sind gefaltete, hintereinandergelagerte und gegeneinander verkontete Schichten, die als dynamisch bewegte Oberflächen Strände, Wellen, Felsen und Wolken darstellen. Sie sind bevölkert mit Menschen und Schiffen, die die in Öl übertragenen Karikaturen aus der Zeit vor 1912 ablösen.

Die Versuche Feiningers, Bewegung und Zeit auf der Leinwand darzustellen, sind

wahrscheinlich ausgelöst worden durch die Konfrontation mit den Bildern der italienischen Futuristen. Herwarth Walden hatte sie in seiner nach der von ihm herausgegebenen Zeitschrift »Der Sturm« benannten Galerie zum erstenmal in Deutschland ausgestellt. Boccioni und Marinetti waren dazu nach Berlin gekommen. Zusammen mit Walden und seiner Freundin Nell Roslund führen sie in einem offenen Auto stehend durch die Friedrichstadt, warfen futuristische Flugblätter und schrien »E Viva Futurista!«. Boccioni fand Berlin reserviert, Nell Roslund aber war begeistert. Die Ausstellung, die zweite der einen Monat zuvor eröffneten Galerie, war eine Sensation. Sie wurde am 12. April 1912 eröffnet und dauerte bis zum 31. Mai.

Nachdem er etwa ein halbes Jahr in Berlin gewohnt hat, entdeckt auch Hans Scharoun die noch in einer zum Abriß vorgesehenen Villa in der Tiergartenstraße 34a eingerich-

den der expressionistischen Bewegung – jene Verhaltensweise Berlins, welche auf dem gegenseitigen Prinzip – höchste Anonymität und Individualität einerseits und potenzierende Gemeinschaft andererseits – beruhte. Wie ein Blitz – ganz unmittelbar – traf uns damals die Wandlung der Weise des Lebens, der Aufbruch, der dann immer mehr den Charakter einer mutativen Wandlung annimmt – vom Geistig-Begrifflichen her. [...] Einmal hineingenommen in das dynamische Geschehen jener Jahre schließt sich für uns damals Jungen eine Folge beglückender Begegnungen mit Menschen und Werken an aus allen Sparten der Kunst – Architektur, Bildende Kunst, Dichtung, Musik. Alles künstlerische Tun ist zugleich Anruf, ja, Manifest – unmittelbar in ihrem Bezüge zu Mensch und Mitmensch, zur Gemeinschaft, zum neuen Anfang. – »Spontaneität ist das Kennzeichen der Zeit, »Improvisation« – das Wesen der



Abb. 2: Wohnraum in Hans Scharouns Wohnung. Berlin-Siemensstadt. Aufnahme 1930. Photo: Akademie der Künste Berlin. Sammlung Baukunst

tete Galerie Herwarth Waldens: »1912 aus der Provinz kommend war ich zunächst vom Maß der Geschäftigkeit und vom Ausmaß der Erscheinungen – vom Quantitativen Berlins sozusagen – erschüttert, bis ich plötzlich, durch einen Zufall beinahe den »Sturm« Herwarth Waldens, den Aufbruch einer neuen künstlerischen Epoche kennenlernte. Da enthielt sich mir schlagartig jene qualitative Bereitschaft Berlins – als einzigartiger Nährbo-

Werke – Improvisation hält die Freiheit der Entscheidung in Ursprünglichkeit offen. Berlin »Genius loci«, die ideelle und materielle Konkurrenz in Berlin, ermöglicht diese Improvisation, ja, erzwingt sie Vielfältige, sich voneinander abhebende Bewegungen – auf dem Aspekt des Weltanschaulichen – zeigen als Abglanz einer innersten Beunruhigung das verwirrende Bild einer dynamisch bewegten Oberfläche. – Ein zugleich kulturelles und po-

litisches Phänomen – geboren im Kampf mit der formalistischen Erstarrung der wilhelminischen Zeit – untergegangen im Dritten Reich. [...] Wenn auch ... die ganz unmittelbare Ergriffenheit nicht wiederentdeckt werden kann, so ist es ... doch möglich die ungeheuren Impulse und etwas von der Kraft des damaligen Abenteurers zu spüren. Jenes Abenteurers der Freiheit des Individuums – gegen politische Macht, gegen die Macht der Konvention, ja, gegen die Beengung durch die Familie und gegen jegliche Bindungen durch gesellschaftlich bestimmte Moral. [...] (Hans Scharoun: Eröffnungsvortrag für die Ausstellung »Expressionismus« in der Akademie der Künste Berlin am 5. Februar 1961, unveröffentlichtes Manuskript).

Der 19jährige Student kann mit dem akademischen Betrieb an der Hochschule nicht viel anfangen, seine Entwürfe zu Theatern, Rathäusern und Krematorien wirken müde im Vergleich zu denen, die er schon als Schüler zum gleichen Thema gemacht hat. Er sucht die Praxis und findet sie draußen in Buch, im Büro des TH-Assistenten Paul Kruchen, lernt dort entwerfen, bauen und organisieren. Er begleitet Kruchen auch als sein Stellvertreter während des Krieges, wo sie in einem zum Wiederaufbau Ostpreußens abkommandierten Militärbataillon die Bauberatungsämter von Gumbinnen und Insterburg leiten. In Insterburg bleibt Scharoun dann auch nach dem Ende des Krieges, führt die Geschäfte des Bauberatungsamts im Auftrag der Stadt weiter. Durch weitere in Aussicht gestellte Bauaufträge und den ersten Preis in einem Wettbewerb um die Marienkirche in Prenzlau ermutigt, verzichtet er darauf, das durch den Krieg unterbrochene Studium in Berlin wiederaufzunehmen. Er richtet stattdessen als Partner von Kruchen, der das Büro in Buch wieder in Betrieb nimmt, ein Zweigbüro in Insterburg ein. Dort gründet er auch einen Kunstverein und organisiert nach dem Vorbild Herwarth Waldens die ersten ostpreußischen Ausstellungen moderner Kunst. Die Eröffnungsausstellung zeigt Grafiken der Künstlergruppe »Brücke«, und 1920, so geht aus einer Korrespondenz hervor, muß Scharoun auch Lyonel Feininger ausgestellt haben, mit dem er seitdem freundschaftlich verbunden bleibt.

Es ist wahrscheinlich der Berliner Kunst- und Architekturkritiker Adolf Behne gewesen, der 1919 auf die expressionistischen Wettbewerbsentwürfe Scharouns aufmerksam wird und den Kontakt zu Bruno Taut und dem Kreis der »Gläsernen Kette« herstellt, dem sich der

27jährige als jüngstes Mitglied unter dem Namen »Hannes« zugesellt.

Das, was er mit sich führt, sind vor allem Eindrücke und Beobachtungen seiner Jugend in Bremerhaven, des Satelliten von Bremen. Dort hat er den Ausbau der Stadt, den Hafen, den Strom, die Werften erlebt. Er beobachtet, wie vor seinen Augen riesige stählerne Schiffsleiber zusammengesetzt werden und Ozeandampfer zunächst Auswanderer, dann Geschäfts- und Vergnügungsreisende nach Amerika, Afrika und Asien bringen. Dieser Schatz an Eindrücken, an gesehener menschlicher Arbeit und Veränderungsprozessen wird im Werk Scharouns erst in langen Wellen produktiv und in Formen, die ihre Herkunft nicht so ohne weiteres verraten.

Auch nach 1933, ausgestattet mit einer Arbeitserlaubnis der Reichskulturkammer, hat Scharoun Konjunktur, findet neben Aufträgen für Siedlungsbauten, die das Überleben finanzieren, private Bauherren und kann gerade hier ohne großen äußeren Zeitdruck die Schritte tun, die ihn befreien aus dem Korsett des Rektangulären. Er kann in den Grundrissen übergehen zu Schichtungen und Fächerungen, Hüllen für Lebensvorgänge, die er an den meist kleinen Einfamilienhäusern weit vor der Stadt ausprobiert. Zur Straße hin verschlossen, öffnen sich die Häuser zur Natur, suchen in der Landschaft ein Äquivalent zur gefährlich gewordenen Stadt. In den Seen und Dünen im Umland Berlins findet er die Welt seiner Jugend wieder – jetzt kann er sie, bereichert um die ihm in diesen Jahren nahegebrachte fernöstliche Bau- und Lebensweise, instrumentieren.

Wie Hans Scharoun überlebt, wie er die letzten Kriegsjahre, die er mit der Beseitigung von Fliegerschäden verbringt, für sich produktiv macht, ist schon faszinierend. Dort sammelt er alles, was er brauchen wird, wenn er im Mai 1945 als Dagebliebener, aber nicht Kompromittierter eingesetzt wird als Stadtrat und Leiter der Magistratsabteilung für Bau- und Wohnungswesen. Zu Beginn der »Wiederinbetriebnahme« Berlins unter den Alliierten organisiert er sogleich eine große Ausstellung in den noch zugänglichen Resten des ausgebrannten Stadtschlusses unter dem Titel »Berlin plant – erster Bericht«, zusammen mit denen, die wie er dageblieben waren und zumeist in Forschungsakademien überwinden konnten. Sie zieht er in seiner Verwaltung zusammen: das »Planungskollektiv«. – Die Rekonstruktion dieser Ausstellung im Zusammenhang mit dem dritten Teil des Forschungsprojekts zur »Geschichte des Berliner Miets-

hauses« war für uns der Einstieg in das Werk Scharouns, das uns als eigenwilliger Gang durch das bisherige Jahrhundert nicht mehr losgelassen hat.

Schon nach der ersten Wahl zum Berliner Magistrat im Oktober 1946, die die SPD haushoch gewinnt, wieder abgewählt, wird Scharoun Professor für Städtebau an der TU, bezieht dort sein Büro und gründet zusammen mit Hermann Henselmann das Institut für Bauwesen an der Akademie der Wissenschaften – die Akademie der Künste war noch nicht wiedergegründet. Bauforschung war die Voraussetzung für den gigantischen Wiederaufbau Berlins. So stand Scharoun gleich auf zwei Beinen, auf einem im Osten und einem im Westen – er hatte gelernt zu überleben. Sein freundliches Naturell läßt ihn unlösbare Konflikte schnell erkennen. Im Institut für Bauwesen, das er leitet, übernimmt er den Auftrag des Magistrats für die Gestaltung der Wohnzelle Friedrichshain an der Frankfurter Allee, wo nach Enttrümmerung und Umbenennung in »Stalinallee« 1950 der Bau des neuen Berlin beginnen soll. Scharoun schwebt ein gesellschaftliches Modell vor, das nicht kapitalistisch, aber auch nicht sozialistisch sein will, sondern dem Gedanken des freundlichen Miteinander quer durch alle Schichten folgt, eine Wohnzelle als Element der gegliederten und aufgelockerten Stadt mit in eine Parklandschaft eingebetteten Häusern und Grundrissen, in denen jeder Haushalt ideale Bedingungen finden sollte. Daraus wurde nichts, es ging zu langsam. Zu Ende des Jahres 1950 mit Gründung der »Deutschen Bauakademie«, die dem Aufbauministerium der DDR unterstellt wird, hat er sich zu entscheiden: bleiben oder gehen.

Er bleibt in Siemensstadt und arbeitet an der TU, aber auch die anderen Verbindungen bleiben bestehen. Dort in Siemensstadt versucht er hartnäckig, die 1930 fragmentarisch gebliebene Ringsiedlung zusammen mit der GSW weiterzubauen und die Idee der Wohnzelle dorthin zu übertragen. In seinem Entwurf dafür kehrt er sich ab von dem strikten Zeilenbau der zwanziger Jahre, von dem Muster flach-mittelhoch und entwickelt die »Wohngehöfte«, in denen eine errechnete ideale gesellschaftliche Mischung Platz finden soll. Diese Idee wird nur zu einem kleinen Teil zu beiden Seiten des Heilmannrings realisiert. Sie steht für den gedanklichen Prozeß Scharouns zur Wohnung zum Haus auf der Suche nach einer Alternative zum Berliner Mietshaus.

Die kompliziert zusammengesetzten Gehöfte werden bekrönt von Atelierwohnungen,

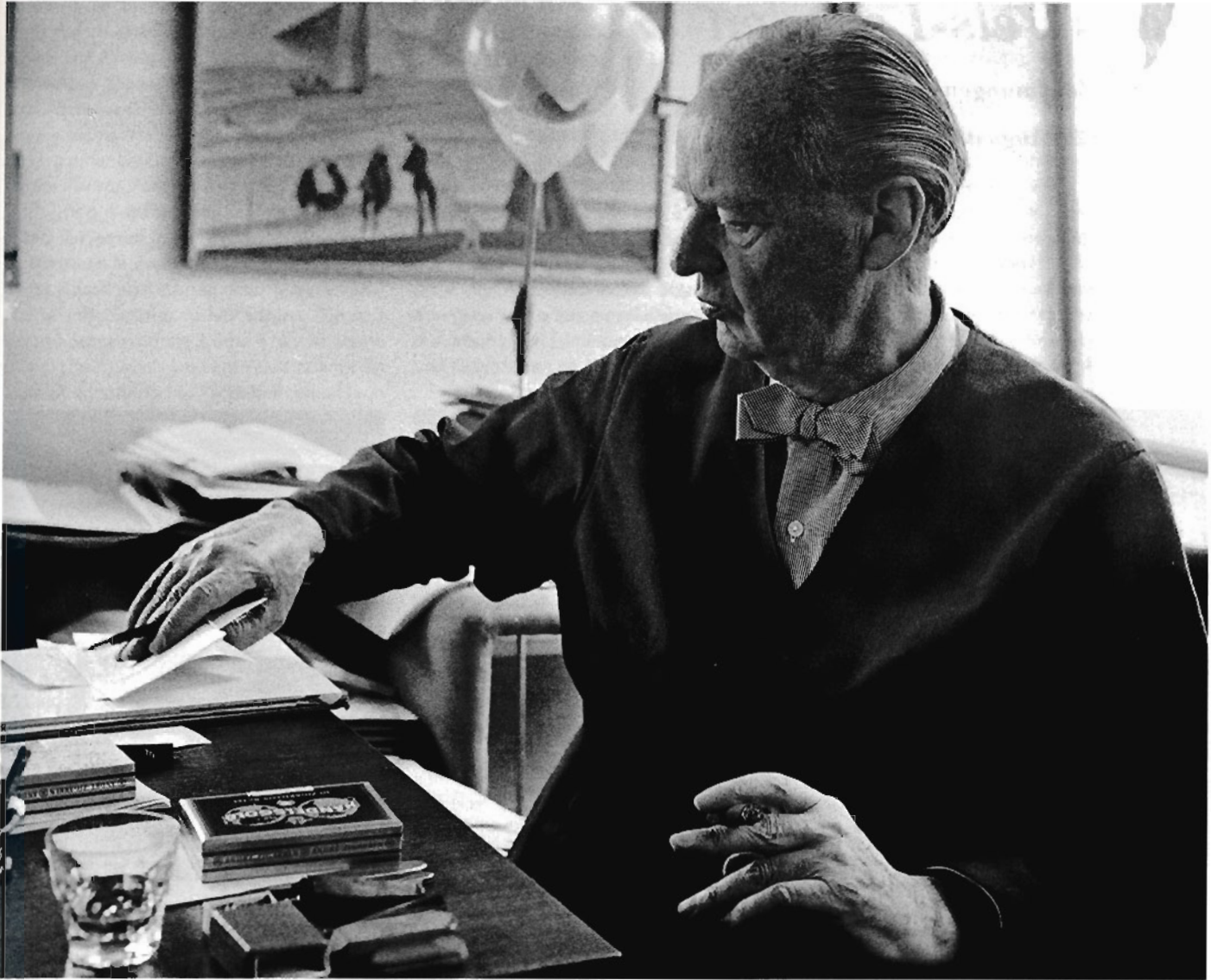


Abb. 3: Hans Scharoun in seinem Atelier, Heilmannring, Berlin-Siemensstadt, 1967. Aufnahme: Anno Wilms. Photo: Akademie der Künste Berlin. Sammlung Baukunst

die wie Schiffsaufbauten auf Decks, auf die Dächer gesetzt sind. In eines dieser Ateliers zieht auch Scharoun 1960 und verlegt das Büro aus der TU, an die er seit seiner Emeritierung nur noch lose gebunden ist, in die Wohnung darunter. Dort lebt und arbeitet er bis zu seinem Tod am 25. November 1972. Über die Dächer sieht man hinüber zu den Hertleinschen Großbauten für die Siemens AG aus den dreißiger und vierziger Jahren und auf das, was Scharoun hintereinandergeschichtet »Stadtlandschaft« nennt. An exponierter Stelle hängt in der Wohnung wieder der Feininger (Abb. 3), Tankstelle für kontemplative Momente und Lebensbegleiter – Bild, Imago, in dem aufgehoben ist, was sich erst in den

fünfziger Jahren entfaltet: die gesellschaftlichen Großbauten, die er über Wettbewerbsbeteiligungen zu realisieren versucht und von denen wir mit der Philharmonie und der Staatsbibliothek die deutlichsten Vertreter in der Stadt haben – Elemente einer ganz anders gedachten Stadt.

Vielleicht ist es nicht zufällig, daß der letzte Bau, der noch ganz Scharouns Vorstellungen entspricht, wieder in Bremerhaven steht: das Deutsche Schiffahrtsmuseum, das in sich die bisher einzige, in der Weser entdeckte Hanse-Kogge aufgenommen hat. In diesem faszinierenden Haus und geliebten Museum gelingt ihm die Wiederkehr zu den Erfahrungen der Jugend und ihre Übertra-

gung in eine eigene architektonische Sprache. Aus dem nach Osten blickenden Auge, dem runden Fenster im Zimmer des Direktors, sieht man auf die Reste des 1890 zur Brauerei und 1979 zur Fachhochschule umgebauten Auswandererhauses aus dem Jahre 1849, der »Karlsburg«, in der Hans Scharoun als Sohn des Brauereidirektors aufgewachsen ist.

April 1912 – der Einfluß der in der Malerei gesuchten Darstellung des Bewegten auf die Architektur ist nicht untersucht, ein Zusammenhang sei wenigstens angedeutet, der auf die Ausstellung neugierig machen soll.

Johann Friedrich Geist
Klaus Kürvers